

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Monique Truong**  
**Bitter im Mund**  
Roman

Aus dem Englischen von Peter Torberg  
328 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-59838-8

## KAPITEL 1

Ich verliebte mich in meinen Großonkel Harper, weil er mir das Tanzen beibrachte. Er sagte immer, Rhythmus erlaube einem zu spüren, wie das eigene Blut durch den Körper ströme. Er sagte zu mir, ich solle meine Augen schließen und den Körper vergessen. Das tat ich, und wir hüpfen mit unseren nicht existierenden Leibern auf und ab, hin und her, nach oben und unten, nach links und rechts. Er mochte mich, weil ich ein stilles Kind war. Er zeigte mir Fotos von sich als Jungen. Er sprach in der dritten Person von sich. Das hier ist Harper Evan Burch, sagte er. Der Junge auf dem Foto war auch ein stilles Kind. Das konnte ich an der Art erkennen, wie er seine Arme an den Körper gepresst hielt, nie verschränkt oder in den Himmel über North Carolina gereckt. Wir waren immer kompakt, machten uns stets kleiner. Wir mochten beide Musik, sie war ein Fluss, an dem wir uns entkleideten, in den wir hineinsprangen und in dem wir mit den Armen ruderten. Es war 1975 damals, und das Wasser ringsherum glitzerte vor Discolichtern. Doch mein Großonkel Harper und ich tanzten zu Elvis Presley, Jerry Lee Lewis und Fats Domino. Wir twisteten, tanzten den Mashed Potato und zwinkerten uns zu, wann immer wir die Augen aufschlugen. Mein Großonkel Harper war meine erste Liebe. Ich war sieben. In seiner Gesellschaft lachte ich laut.

Ich schäme mich nicht zuzugeben, dass ich ihn in den männlichen Körpern zu finden gehofft habe, neben denen ich liege, und dass ich jetzt nur ihn sehe, wenn ich das Licht ausmache. Seine offene Fliege, die ihm um den Kragen baumelt – kleine gleichschenkelige Dreiecke nach der Mode der damaligen Zeit –, die faltige Hose mit Aufschlägen, das graue Haar noch immer so geschnitten wie

damals als Junge, eine Strähne über dem einen Auge, das andere sieht aus wie ein blauer, in der Sonne blinkender See.

Ich hatte nicht vor, bei meinem Großonkel Harper anzufangen, aber die Geschichte einer Familie sollte mit einer Liebe beginnen. Weil er meine erste Liebe war, blieb mir die traurigste Erfahrung im Leben der meisten Menschen erspart. Meine erste Liebe und mein erster Liebeskummer wurden mir von verschiedenen Menschen zugefügt. Ich hatte Glück. Meine Erinnerungen an diese beiden Eindrücke, einer meines überfließenden, der andere des sich leerenden Herzens, waren getrennt und gehören zu verschiedenen Körpern. Ich kann mich noch immer an das Gefühl erinnern, das mich durchfuhr, als mein Großonkel zum ersten Mal die Plattennadel auf die sich drehende Single setzte. Es geschah augenblicklich. Ich spürte, wie alles, was tief in mir verborgen war, an die Oberfläche drang, wie meine Haut dünn wurde, wie ich beinahe platzte. Das mag sich schmerzhaft anhören, war es aber nicht. So etwas tat die Liebe mit meinem Körper, sie veränderte ihn. Ich würde wie ein Feuerwerk zerplatzen, ein Lichtschein, der immer größer würde und leuchtete, und die Person unter mir würde «Ah!» sagen. Ich weiß noch, wie ich laut den Namen meines Großonkels sagte: «Babyhoniq Harpersellerie.» Diese Erinnerung an meine erste Liebe war damit vor allem geschützt, was noch kommen sollte.

Ich werde Ihnen zuerst die einfachen Dinge erzählen. Ich werde einfache Sätze wählen. Faktenreich und flach werden diese Aussagen zwischen uns landen wie Spielkarten auf einem Tisch. Ich heiße Linda Hammerick. Ich bin in Boiling Springs, North Carolina, aufgewachsen. Meine Eltern hießen Thomas und DeAnne. Meine beste Freundin hieß Kelly. Ich war der Tomboy meines Vaters. Ich war die Majorette meiner Mutter. Ich habe die Abschlussrede an meiner Highschool gehalten. Ich bin weit weg aufs College und zum Jura-studium gegangen. Ich lebe jetzt in New York City. Ich vermisse meinen Großonkel Harper.

Doch wenn diese Karten erst mal auf dem Tisch liegen, dann wird es zwangsläufig zu Verdrehungen und Überlappungen kommen, der Kopf der Pik-Königin auf dem Körper des Kreuz-Königs, die krummen Beine des Jokers unter einem ganzen Feld voller Herzen: Ich wuchs auf in (Thomas und Kelly). Meine Eltern hießen (Abschlussrede und Majorette). Meine beste Freundin hieß (Harper). Ich war der (New York City) meines Vaters. Ich war (College und Jurastudium) meiner Mutter. Ich war der (Tomboy) an meiner Highschool. Ich bin weit weg auf (Thomas und DeAnne) gegangen. Ich lebe jetzt in (Boiling Springs). Ich vermisse (Linda Hammerick). Die einzige Möglichkeit, die Wahrheit zu erkunden, besteht darin, die Karten vorsichtig wieder in die Hand zu nehmen und nacheinander zu betrachten.



Meine Großmutter Iris Burch Whatley starb am 14. Februar 1987. Sie hat nie eine Lüge in den Mund genommen, und die Angst vor ihrer Wahrheitsliebe hielt unsere Familie, eine immer kleiner werdende Schar, zusammen. Als ihre Gesundheit nachließ, zeigten wir unser wahres Gesicht. Als sie starb, blühten wir auf wie die Knospen einer alten Rose, die dann verdorrt und abstirbt. Iris war die Mutter meiner Mutter und die ältere Schwester meines Großonkels Harper.

Für eine Frau auf dem Sterbebett wirkte meine Großmutter Iris erstaunlich adrett. Ihre Augenbrauen waren frisch nachgezogen. Ihre Lippen waren ein glasiertes Korallenrot. Ihr graues Haar war frisch zu einer leicht abgewandelten, etwas moderneren Frisur aufgetupiert worden. Sie hatte eine Krankenschwester und eine Kosmetikerin, die ins Haus kamen. Das waren einige der Vorteile, wenn man zu Hause im Sterben lag.

Du würdest unter dem zerbrechen, was ich über dich weiß, kleines Mädchen. Das waren die allerletzten Worte, die meine Großmutter zu mir sagte.

Miststück, entgegnete ich mit so ruhiger Stimme, als hätte sie mich gerade nach der Uhrzeit gefragt und ich würde neben ihrem Bett stehen und antworten: Mittag.

Mein Großonkel Harper gab einen einzelnen Hickser von sich, wie immer, wenn er ein Lachen unterdrückte. Meine Großmutter schloss die milchig blauen Augen und öffnete sie, meinem Großonkel zufolge, erst eine ganze Minute später wieder. DeAnne (so nannte ich meine Mutter damals) nutzte die Gelegenheit, um mir zuzuflüstern: Sei still, Linda. Dann wies sie mit einem erzürnten Finger zur Tür, die ich hinter mir zuwarf.

Für DeAnne war dieses Wortgefecht letztes schmerzhaftes Beispiel für all das, was ihre vierundsiebzigjährige Mutter und ihre neunzehnjährige Tochter gemeinsam hatten. Meine Großmutter und ich sagten beide die Wahrheit, und DeAnne konnte sie nicht ertragen.

DeAnne hatte mich aus dem College kommen lassen, damit ich mich verabschieden konnte.

«Nimm das Flugzeug, Linda. Und fahr um Himmels willen nicht wieder mit dem Bus.»

«Bist du dir diesmal sicher? Ich habe nächste Woche drei Examen –»

«Ich bezahle das Flugticket.»

«Na gut.»

Das war das längste Gespräch, das DeAnne und ich seit Monaten geführt hatten. Ich liebte meine Mutter im Alter von sieben bis elf. Das waren vier gute Jahre, die wir gemeinsam hatten, mehr als die meisten Ehen. Dieses Stück Statistik erfuhr ich in meinem Psychologiekurs im zweiten Studienjahr: «Die amerikanische Familie am Ende des 20. Jahrhunderts: Dysfunktion, Dysfunktion, was ist deine Funktion?» In meinen vier Jahren in Yale zogen mich Kurse an, die das Wort «Dysfunktion» im Titel trugen oder es mehrmals in der Kursbeschreibung wiederholten. Außerdem wünschte ich mir mit

jeder Faser meines Körpers, dass mein Vater noch lebte, damit ich mit ihm teilen könnte, was ich gelernt habe.

Als mein Vater starb (das tat er zu meinem Bedauern eineinhalb Jahre vor Iris), waren er und DeAnne fünfundzwanzig Jahre verheiratet gewesen, viele Jahre davon glücklich. «Glücklich» nach den Worten meines Großonkels Harper. Ich erlebte nur die anderen Jahre. Es gab keine körperliche Gewalt, kein Schluchzen, kein Fluchen. Es gab nur Unglück. Ich hatte keine älteren Brüder oder Schwestern, die mir von besseren Zeiten hätten berichten können. Ma und Pa gaben sich zwischen den Worten «Guten» und «Morgen» immer einen Kuss. Dad band sich jeden Sonntagabend eine Schürze um und bereitete Käsesandwiches vom Grill und Tomatensuppe aus der Dose zu. Ma blieb bei ihm in der Küche und blätterte durch eine Zeitschrift. All das, falls es denn je stattgefunden hat, blieb mir völlig verborgen.

Aus einem mir unerfindlichen Grund wusste ich, dass mein Vater mich zu früh verlassen würde. Deshalb vermisste ich ihn schon, als er noch lebte. Jedes Mal, wenn er geschäftlich die Stadt verließ, meist blieb er nur über Nacht in Raleigh, bekam ich eine Erkältung. Kam er zurück, wurde ich wieder gesund. Mein Vater wiederum dachte nie darüber nach, ob er mich vermisste. Natürlich würde er es miterleben, dass ich meinen Highschoolabschluss machte, an seine alte Alma Mater ging, den Beruf erlernte, der ihn ernährte, oder in die Stadt zog, von der er mir zur Schlafenszeit anstelle eines Märchens erzählte.

Die Beerdigung meiner Großmutter Iris verzögerte sich wegen der Blumen um eine Woche. Iris hatte uns nach ihrem zweiten Herzinfarkt mitgeteilt, dass sie Magnolien auf dem Sarg wolle. Viele Zweige, einen Schwall aus glänzend grünen Blättern mit braunen wildledrigen Unterseiten, mittendrin cremefarbene Knospen von der Größe von Suppenschüsseln. Iris ließ sich nicht so detailliert

darüber aus, aber so hatte sich mein Großonkel Harper die Blumen vorgestellt, als seine Schwester ihm sagte, was sie haben wolle. Mitte Februar waren allerdings weder in Boiling Springs noch sonst wo im Staate North Carolina Magnolien zu haben. Der Blumenhändler im nahe gelegenen Shelby musste sie extra bei einem Großhändler in New York City bestellen, der im Laufe der Woche eine Lieferung aus Südamerika erwartete, bevor die Zweige in einer Kiste, die fast so groß war wie Großmutter's Sarg, nach Boiling Springs verfrachtet wurden. Baby Harper (so nannte meine Großmutter ihren kleinen Bruder seit dem Tag, an dem er geboren worden war, und das war zu diesem Zeitpunkt schon 63 Jahre her) kümmerte sich um die Beerdigung, und er sollte der Erste sein, der meinte, die Blumen seien die größte Herausforderung gewesen. Er machte sich zahlreiche Notizen, was zu tun und zu lassen sei, wenn seine Zeit käme:

Aufbahnen in Cecil T. Brandons «Heimstatt zur Ewigen Ruhe»; Paket «Würdevoller Abschied».

Kein Geld für echte Blumen vergeuden; ein toter Gegenstand ist genug.

Speiselieferant aus Asheville; siehe Aktenordner «Viktualien» für Telefonnummern und Anschriften.

Keine Bestellung von harten Eiern mit Remoulade; sie sind köstlich, aber die alten Leute kriegen nur Blähungen davon.

Mein Großonkel legte einen Aktendeckel für seine Notizen an, zeigte ihn mir und reihte ihn dann in seinen persönlichen Unterlagen alphabetisch unter **D** ein, wie «**D**as Ende».

Vor seiner Pensionierung war mein Großonkel Harper Bibliothekar am Gardner Webb Baptist College gewesen, dem intellektuellen Zentrum von Boiling Springs. Bei der Arbeit war seine Methodik konventionell und effizient gewesen, doch das galt nicht für sein eigenes Zuhause. Seine Bücher waren zwar alphabetisch sortiert, aber nicht nach Titeln. A für «Aggressiv», B für «Beschenke andere mit

einem Exemplar», C für «Chlorgestank, das heißt, es wird einem übel», D für «Desaströs», E für «Erneute Lektüre», F für «Fremd» (wobei dies bedeutete, dass mein Großonkel die Figuren in einem Buch fremd blieben, nicht dass der Autor aus einem anderen Land stammte) und so fort. Er erläuterte mir sein System und überließ mir getippte Seiten, auf denen er alle sechsundzwanzig Kategorien aufgelistet hatte. Diese Blätter und der Aktenordner «Das Ende» kamen Baby Harpers (er hatte mir Jahre zuvor gestanden, dass er gerne so genannt wurde, auch in der Abwesenheit seiner Schwester Iris) Letztem Willen am nächsten, einen anderen verfasste er nicht. Bis zu Iris' Tod hatte mein Großonkel die Vereinigten Staaten noch nie verlassen; der Kauf der Magnolien regte ihn dazu an, über Orte nachzudenken, die noch südlicher lagen als der Flecken, an dem er geboren und aufgewachsen war. Mit diesem Gedanken ging er in den Buchladen, kaufte ein paar Reiseführer und einen Roman, *Hundert Jahre Einsamkeit*. Diese Bücher sortierte er unter E ein.

Meine Großmutter Iris war eine, wie ihr Arzt es nannte, «reizbare» Diabetikerin. Im Verlauf des Tages stieg ihr Blutzuckerspiegel dramatisch an und sank dann gefährlich ab. Diese Achterbahn übte ein Übermaß an Stress auf ihre inneren Organe aus, vor allem auf ihr Herz. Sie konnte froh sein, nach Ausbruch der Krankheit überhaupt noch so lange gelebt zu haben. Die Diagnose ihres Diabetes fiel mit dem fünften Todestag ihres Mannes Walter Wendell Whatley zusammen. Ich habe keine Erinnerungen an meinen Großvater, Richter Whatley, wie der Rest des Landes ihn nannte. Fünfzehn Jahre lang lebte meine Großmutter Iris noch ohne ihn in Boiling Springs. Nach den ersten zehn einsamen Jahren meinte sie zu mir, es sei kein Glück für sie, noch so lange gelebt zu haben. Sie wusste, dass ich die Einzige in der Familie war, die sich durch ihre Offenheit nicht entnerven ließ.

Die Traurigkeit ergriff meine Großmutter an ihrer schwächsten



Stelle – dem Mund. Sie liebte ihren Mann, aber sie gierte ständig nach Zucker. Als Walter Wendell noch lebte, hielt sie sich von Süßigkeiten fern, vor allem der teigigen, fettgebackenen Variante, damit er seinen Blick nicht von ihrem Körper abwandte. Ihre Kleidergröße, respektable 36, und ihre Frisur, ein schulterlanges Gebilde, das halbwöchentliche Besuche in Miss Coras «Beauty Emporium» erforderlich machte, hatte sich seit den Tagen, als sie Walter Wendell kennenlernte, nicht verändert. Nachdem er verstorben war, gab es keinen vernünftigen Grund mehr für sie, ihre Figur zu halten. Sie schnitt sich einige Zentimeter Haare ab und legte sich die kurzen Locken bis auf festliche Ereignisse selbst. Außerdem stopfte sie sich mit gefüllten Donuts, Apfeltaschen, Zimtkringeln und Schmalzgebäck mit Schokoglasur voll. Der nächste Krispy Kreme – ihr gefiel es, alles an einem Ort kaufen zu können – war jenseits der Staatsgrenze in Spartanburg, South Carolina. Mein Großonkel Harper meinte zu mir, im ersten Jahr ihres einsamen Lebens in dem Haus im Kolonialstil mit den grünen Fensterläden in der Piedmont Street sei Iris die achtunddreißig Meilen zwischen Boiling Springs und Spartanburg so oft gefahren, dass sie sie mit geschlossenen Augen in der Dunkelheit vor Sonnenaufgang zurücklegen und von Walter Wendell träumen konnte.

Wie die meisten Süchtigen teilte auch meine Großmutter Iris gern ihre Erfahrung mit anderen. Sie war es, die mir die erste ganze Flasche Dr. Pepper gab, direkt aus dem Kühlschrank, ohne Glas. Ich war damals sieben (und tanzte bereits mit meinem Großonkel Harper), und ich dachte, dies sei der Beginn von etwas Bedeutsamem zwischen meiner Großmutter und mir. Iris nahm sich selbst ebenfalls eine Flasche und leerte mit dreimaligem Ansetzen jeden Tropfen dieser mit Melasse gefärbten Flüssigkeit.

«Aber verrate niemandem etwas davon», sagte sie und tupfte sich die Mundwinkel mit einer Papierserviette ab.

«Dass du mir Dr. Pepper gegeben hast?», fragte ich.

«Nein, du kleines Zwitschervögelchen», antwortete sie, «dass ich dich direkt aus der Flasche habe trinken lassen.»

Ich weiß noch, wie ich mir das kalte Etwas in meiner Hand anschaute. Schweißperlen kullerten die Glasflasche hinunter, genau wie in der Fernsehwerbung. Die Flasche war noch fast voll. Der erste Schwall Kohlensäure hatte mir die Zunge verbrannt, also versuchte ich langsam zu trinken. Dank meiner Großmutter Iris hatte ich eine wichtige Lektion gelernt. Der Unterschied zwischen einer Tatsache und einem Geheimnis ist die schlüpfrige Phrase: «Verrate niemandem etwas davon.» Am liebsten hätte ich mein Dr. Pepper in den Ausguss geschüttet. Stattdessen ging ich auf den Hinterhof des Hauses meiner Großmutter hinaus und wässerte damit die Wurzeln ihres Hornstrauchs.

Der Arzt meiner Großmutter hatte ihr geraten, sich von Limonaden fernzuhalten. «Sie bringen Sie noch schneller um als diese Donuts», hatte er sie gewarnt. Angesichts dieser Möglichkeiten witzelte sie häufig, sie würde Dr. Pepper ihrem Dr. Peterman vorziehen. Sie hatte Dr. Peterman, schon in der Zeit gekannt, als er, der kleine Artie Peterman, mit DeAnne auf die Elementary School gegangen war. Er sei schon damals schlau und ein Klugscheißer gewesen, meinte Iris zu mir, aber auch ein Nasenpopler und Bettnässer. An diesen Tatsachen könne auch ein noch so toller medizinischer Titel nichts ändern, erklärte meine Großmutter. Und wieder hatte ich eine wichtige Lektion fürs Leben vermittelt bekommen: Die Vergangenheit war eine unheilbare Krankheit.

Ich war vierzehn, als meine Großmutter Iris ihren ersten Herzinfarkt hatte. Der zweite kam, als ich gerade eine Woche auf dem College war. Da hatte ich den Greyhound nach Hause genommen. Nach dem Telefonat mit DeAnne hatte ich eine Tasche für die Nacht gepackt und war zum Busbahnhof gegangen, hatte es aber nicht über mich gebracht, in den Bus zu steigen. Tag für Tag ging ich zum Busbahnhof, bis ich endlich dem Fahrer meine Fahrkarte ge-

ben konnte. DeAnne konnte es einfach nicht fassen, als ich eine ganze Woche nach unserem Gespräch im Krankenhaus auftauchte. Ich betrat das leuchtend ausgestrahlte Zimmer mit all den summenden Monitoren und konnte es selbst kaum glauben. Meine Großmutter Iris lebte noch.

«Da hättest du ja genauso gut zu Fuß gehen können», meinte DeAnne mit leiser Stimme zu mir. Nachdem sie zur Begrüßung nur leicht das Kinn gehoben hatte, hatte sie den Kopf in die Hände gestützt – die linke Hand hielt ihre Erleichterung, die rechte ihre Verzweiflung.

«Beim nächsten Mal», sagte ich.

Ein kurzer Blick aufs Bett hatte mir verraten, dass ich noch weitere Gelegenheit haben würde, DeAnne zu enttäuschen. Meine Großmutter Iris hatte noch immer Kleidergröße 40, und ich wusste, sie würde nicht in den Himmel kommen, solange sie noch Übergewicht hatte. Ihr Walter Wendell würde sie nicht erkennen, und dann wäre der ganze Aufwand mit dem Sterben umsonst gewesen.

Meine Großmutter hatte ihre größte Ausdehnung mit Größe 46 erreicht (in der Kleiderscheune in Belwood war das Größe 44), aber sie hatte in diesem letzten Jahr stetig an Gewicht verloren. Dr. Peterman glaubte, seine Botschaft sei langsam bei seiner Patienten angekommen, aber ich wusste, dass sie nicht abnahm, um ihren Diabetes besser in den Griff zu bekommen und ihr Herz weniger zu belasten. Sie hatte zu mir gemeint, sie brauche den kleinen Artie Peterman nicht, um zu wissen, dass über ein Jahrzehnt Zufuhr von etwa einem Pfund Zucker am Tag ihrem Körper unwiderruflichen Schaden zugefügt hatte. Meine Großmutter Iris machte sich einfach nur bereit für den nächsten Lebensabschnitt, so, wie sich die meisten Bräute auf ihren Hochzeitstag vorbereiten.

Fünf Monate später versammelte sich der Rest unserer Familie im Esszimmer meiner Großmutter, ihrem Schlafzimmer, nachdem ihr

das Treppensteigen unmöglich geworden war. Diesmal war es nicht nach einem Herzinfarkt, sondern vor dem nächsten. Iris konnte spüren, dass ein dritter und letzter kam. Sie beriet sich nicht mit Dr. Peterman. Sie sagte nur ihrer Tochter DeAnne Bescheid.

DeAnne las gerade ein Selbsthilfebuch mit dem Titel *Mütter, die nicht wissen, wie man bemuttert*, und sie war noch viele Seiten von dem letzten Kapitel «Alter und die Unausweichlichkeit der Güte» entfernt. DeAnne musste, nachdem sie die Selbstdiagnose ihrer Mutter gehört hatte, wohl in das Badezimmer im ersten Stock ihres Kindheitszuhausees gegangen sein, um dort das Wasser anzudrehen und zu weinen (ich war sehr vertraut mit DeAnnes Vorstellung, fließendes Wasser könne Kummer verbergen). Danach rief sie mich an und bat mich, einen Flieger zu nehmen.

Ich entdeckte DeAnnes Buch – ein Eselsohr verriet mir, wo sie zuletzt aufgehört hatte – im Küchenabfall (ich war ebenfalls vertraut mit DeAnnes Vorstellung, dass Dinge im Abfall einfach verschwanden). Das Buch war ganz nass, so als habe DeAnne versucht, es zu ertränken. Vielleicht hat sie das. Vielleicht hat sie es auch nur in die überfließende Wanne fallen lassen, weil sie vor Kummer zwei linke Hände hatte. Ich wusste, sie schämte sich dafür, dieses Buch überhaupt gekauft zu haben. Mein Vater hätte ihr gesagt, dass es nichts taue. «Niemand kann dir erzählen, wie du dein Leben zu führen hast, DeAnne!» Dass man für alles persönlich verantwortlich war, war der Glaubensgrundsatz meines Vaters. Der Südstaatenbaptismus war für ihn nur ein gesellschaftlicher Rahmen. Als mein Vater gestorben war, dachten mein Großonkel Harper und ich, DeAnne würde sich nun in eine zweite Iris verwandeln. Doch bisher hatte es keine neue Frisur und keine Gewichtszunahme gegeben. Äußerlich betrachtet, war DeAnne noch immer ganz dieselbe.

An einem hellen Februarmorgen standen DeAnne, Baby Harper und ich an Iris' Bett. «Ist das alles», wird meine Großmutter den lieben Gott gefragt haben, als sie zu unseren drei Gesichtern aufschau-

te. DeAnne, verwitwet. Allein. Baby Harper, nie verheiratet. Allein. Und Linda ... Das war der Zeitpunkt, zu dem meine Großmutter jene letzten Worte an mich, ihr einziges Enkelkind, richtete. Iris' Worte – du würdest unter dem zerbrechen, was ich über dich weiß, kleines Mädchen – purzelten ihr unkontrollierbar und unaufhaltsam aus dem Mund, so wie all diese fettgebackenen Stücke glasierter Donuts durch dieselbe Öffnung hineingeschlüpft waren.

Meine Großmutter starb am folgenden Morgen. Der Valentinstag war für uns, die beiden zurückbleibenden Hammericks und den einen Burch, nie mehr dasselbe. Die roten aufgeblähten Herzen in den Fensterläden und auf den Postkarten erinnerten uns an das vierundsiebzigjährige Exemplar, das sich verkrampft und versagt hatte. Für uns war der 14. Februar seitdem Iris-Tag, dabei war sie alles andere als eine Heilige gewesen.

[...]